



Mährisches Blatt.

Nr. 28.

Samstag

den 11. Juli

1829.

Die Eisgrotte im Hornwalde

bei

Töplitz in Unterkrain.

Zu den vielen auffallenden Seltenheiten unseres, in Beziehung auf allenthalben vorkommende Zerklüftungen vielleicht einzigen Vaterlandes gehört unstreitig auch die Eisgrotte bei Töplitz. Vor mehrern Jahren hörte ich von einer Eisgrotte, nahe bei Podpetich am Laibachflusse; ich besuchte sie, fand viele Ähnlichkeit mit obiger, einen leichtern Zugang, aber keine niederere Temperatur als die der äußern Atmosphäre.

Bei meiner Anwesenheit in Töplitz ward dieser Grotte erwähnt und sogleich Verabredung getroffen, sie zu besuchen. Dem zu Folge brach ich in Begleitung des Hrn. Badepächters und eines Führers, der das im Sommer benötigte Eis regelmäßig aus dieser Grotte nach Töplitz bringt, den 4. Juni früh um 4 Uhr auf. Wir gingen auf der Straße gegen Linöb eine kurze Strecke, bis wir bei einigen Bauernhöfen den Weg der ins Gebirge führt, betraten; dieses Gebirge, welches der Hornwald genannt wird, und auf dem die Einöber und Gottscheer Wäldungen an einander gränzen, zieht sich vom Gurkflusse tief ins Gottscheer Gebiet. Wir wanderten immer bergauf, auf einem für etwas geübte Bergsteiger nicht beschwerlichen Wege, den man wohl auch zu Pferde zurücklegen kann, bis zu einer kleinen Ebene, die wegen einer einst abgehaltenen Jagdtafel, der Fürstentisch genannt wird. Von da ging es wieder aufwärts, wir kamen zu einigen Köhlerhütten, wo wir unser Packpferd zurückließen und das Erforderliche selbst trugen. Nach einem etwas beschwerlichen, sich immer gleichbleibenden Wege über querliegende vermoderte Baumstämme kamen wir nach 3 1/2

Stunden auf eine üppige Bergwiese, von wo wir die Ebene gegen Neustädt übersehen und einige Büchsen-schüsse weit endlich vor die Grotte.

Nach kurzer Erholung traten wir den beschwerlichen Weg unmittelbar zur Grotte hinab an; wir stiegen auf Abfähen einer Felsenwand von beiläufig 70 bis 75 Graden abwärts, während sich uns gegenüber der Berg oberhalb des Schlundes der Höhle senkrecht aufthürmte. Nachdem wir hinab gekommen waren, durchwanderten wir ein schief liegendes Schneelager, welches, da der Schnee weich war, eine der beschwerlichsten Pässe war. Gegen das Ende dieses Lagers befindet sich der Eingang der Höhle und wir gingen nun, den Führer mit einer Fackel an der Spitze, bis in die Tiefe derselben. Nach ungefährer Schätzung schien uns dieselbe bei 60 Klafter hoch und bei 100 Klafter breit zu seyn; bedeutend größer und leichter zugänglich als mehrere bis nun bekannte.

Man muß in dieser Grotte selbst gewesen seyn um sich von ihrer Pracht zu überzeugen. Was man in der Adelsberger Grotte von Kalk gestaltet sieht, sieht man hier, nur nicht so häufig, von Eis. Viele Klafterlange Eiszapfen von den wunderbarlichsten Gestaltungen hängen von der Wölbung herab, und das immerwährend abtropfende Wasser bildet von unten auf einen Keil des wasserklarsten Eises. Zuweilen schließen sich die herabhängenden Eismassen an den untern Block und bilden dadurch die stärksten, alle Vorstellung übertreffenden Eiszäulen. Viele derselben fallen wegen ihrer eigenen Schwere zu Boden und zertrümmern, neue Massen bilden sich von oben herab, das abtropfende Wasser umzieht die Trümmer, und der aufstrebende Keil wird immer unregelmäßiger. Von der ganzen Tiefe der Grotte nach aufwärts gesehen bilden diese Gebilde förmliche Eishügel und das über die Kalktrümmer abfließen-

de, tropfenweise frierende Wasser gleicht einem erstarrten Wasserfalle.

Während meine Gesellschafter eine kleine Seitengrotte besichtigten, beobachtete ich mein Thermometer, welches in der Mitte der Grotte $+ 3^{\circ}$ N. zeigte, während es außer der Grotte bei starkem Südostwinde auf $+ 13^{\circ} 5'$ N. stand.

Verschiedenartig gruppirte Kalksteingebilde sahen wir in dieser Grotte keine, ausgenommen eine Figur links in einer Ecke, die einer männlichen Statue aufstauschendste ähnlich sieht.

Wir traten den Rückweg an, und langten um 1 Uhr Mittags in Töplitz an. — Nicht weit von der Grotte ist das Gottscheer Dorf Kuntzen, so wie der durch seine imposante Fernsicht reichlich lohnende Petersberg.

Der Führer versicherte uns, daß in den heißen Monaten mehr Eis vorhanden wäre als in den kühleren, welches wohl daher kommt, daß der, der unmittelbaren Einwirkung der Sommerwärme bloßgestellte Schnee durch sein langsames Schmelzen in der Grotte einen immer geringeren Temperaturgrad hervorbringt.

Eine ähnliche Eishöhle befindet sich am Brandsteine, in der sogenannten Gerns, in einer zum Stifte Admont gehörigen Gebirgsgegend. (Gemälde der physischen Welt von J. G. Sommer 2c. II. Band.) Diese Höhle ist jedoch sehr hoch gelegen und der Eingang zur selben wild; ohne Steigeisen ist es sehr gefährlich hinabzu steigen, man muß Stufen in den Schnee einhauen und sich mit Grubenlichtern versehen. Sie ist reicher an Eisgebilden, wozu ihre bedeutendere Tiefe und ihr geringerer Umfang, 6 Klafter Höhe, 32 Klafter Länge, und 21 Klafter Breite beträgt.

Eine ebenfalls sehenswerthe Eishöhle ist bei Szilice in der Torner Gespanschaft in Ungarn. Sie ist bei 50 Klafter tief und 26 Klafter breit. Sie hat die Eigenschaft mit beiden obigen gemein, daß die Luft in ihr lau ist, wenn es außen wintert, und immer kälter je heißer die Sonne brennt. Die jähen Abgänge, die zur Tiefe führen, machen, daß sich noch Niemand getraute sie genauer zu untersuchen.

G.

Die Londoner Diebshöhle.

Dem englischen Parlament ist bekanntlich ein Polizeigesetz für die Stadt London vorgelegt worden; wie notwendig ein solches ist, wird aus folgender Geschichte erhellen, die einem eben erschienenen Werke: »A second Judgment of Babylon the great« entnommen ist. I.

Ein Freund von mir verlor eines Abends, auf dem

Wege von der Altstadt nach Kensington, seine Uhr aus der Tasche. Auf der Londoner Brücke hatte er sie noch bei sich gefühlt; aber als er an die St. Georgenkirche kam, und sie mit der Uhr, welche eben neun schlug, vergleichen wollte, war sie fort. Er hatte seitdem nur eine einzige Straße zurückgelegt, und die Zeit, in der er gewiß war, sie gehabt und nicht gehabt zu haben, betrug zehn Minuten. Die Straße war gedrängt voll gewesen, doch war er in keinen eigentlichen Volkshaufen gekommen, und nirgends hatte es einen Lärm oder Auflauf gegeben. Die Uhr hatte einigen innern Werth, war aber überdieß meinem Freunde als ein Familienstück besonders theuer. Er ging daher sogleich zu einem Polizeidiener, den er sehr gut kannte, und setzte ihn von seinem Verlust in Kenntniß. Dieser erkundigte sich genau nach allen Umständen des Raubs, ob solcher in der Hauptstraße oder in einem Nebengäßchen geschehen, ob ein Auflauf dabei stattgefunden oder nicht u. s. w., und nachdem mein Freund das Wenige, was er davon wußte, mitgetheilt hatte, sagte er: »Ich kann Ihnen nicht mit Gewißheit versprechen, daß Sie die Uhr wieder haben sollen, aber ich will mein Möglichstes thun; und wenn Sie mich begleiten wollen, so dürfte Sie das was Sie sehen werden, einiger Maßen für Ihren Verlust entschädigen, denn Verlust bleibt es allemal, da Sie für die Zurückgabe bezahlen müssen, und zwar im Voraus.« »Darf ich Ihnen aber mein Leben, und was ich von Werthe bei mir habe, anvertrauen?« fragte mein Freund. »Ich stehe mit meinem Leben dafür,« erwiderte der Polizeidiener, »nur halten Sie sich dicht an mich, und seien Sie stille. Indessen, da die Herrn nicht gern Banknoten nehmen, so thäten Sie wohl sich mit etwas Gold zu versehen, etwa fünf Guineen.« Mein Freund sagte, er habe so viel bei sich.« »Gut denn,« fuhr der Andere fort, »je eher wir gehen, desto sicherer sind wir eines guten Erfolges.« Sie gingen durch so viele Gassen, Gänge und Winkel, daß mein Freund am Ende gar nicht mehr wußte, wo er sich befand. Zuletzt kamen sie an eine Art von Lagerhaus, welches nicht nur verschlossen, sondern gänzlich verlassen zu seyn schien. »Dies ist der Ort,« sprach der Polizeidiener, und murmelte einige Worte durch die Thür, die mein Freund nicht verstehen konnte. In dem Augenblick fiel das Licht einer Blendlaterne, zuerst auf den Polizeidiener, dann auf den Fremden. Eine Stimme von Innen antwortete in derselben unübersetzbaren Sprache; dann vernahm man, wie leise die Riegel gezogen wurden, und die Thüre öffnete sich ein wenig, aber kein Licht ward sichtbar. »Halten Sie sich an mich und herein!« flüsterte der Polizeidiener, und in einem Augenblick waren sie in einem stockfinstern, todten stillen Raum, und die Straßenthürschloß sich hinter ihnen. Sie verfolgten einen langen, dunkeln Gang, der dem Führer

ziemlich bekannt zu seyn schien. »Sie sind heut Abend etwas unhöflich,« sprach er, »weil ich einen Fremden mitgebracht habe, sie werden aber schon artiger werden wenn sie erst die Absicht unseres Besuchs erfahren.« Nach einigen Schritten schloß sich eine zweite Thüre, welche offen gestanden hatte, hinter ihnen, und in dem Augenblicke erschien Licht, und menschliche Stimmen ließen sich vernehmen. Der Polizeidiener wiederholte sein babilonisches Pafswort, und man führte sie in ein großes Gemach, welches eine Menge Personen beiderlei Geschlechts enthielt! einige hatten sich gelagert, andere zechten, andere waren in eifrigem Gespräche begriffen, hier vertheilte man Habseligkeiten, dort schienen einige mit Juden zu schwätzen, mehrere saßen düster da, als wenn der Tag ihnen kein Glück gebracht hätte.

Sicher in ihrer Höhle, zeigte diese Versammlung keine Unruhe beim Anblick der Fremden; und der Eigenthümer der Uhr war vermuthlich der einzige, welcher etwas Furcht empfand, obgleich er nichts Beunruhigendes, als hier und da einen kurzen mißtrauischen Seitenblick wahrnehmen konnte. Der Polizeidiener fragte, ob Capitän J. nicht zu Hause und zu sprechen sei. »Ich will nachsehen, mein Herr,« sprach einer von der edeln Gesellschaft, und verschwand sogleich durch eine Thür, welche vorher nicht von der übrigen Wand zu unterscheiden gewesen war. Nicht lange so kam der Bote zurück, mit der Meldung, der Capitän würde sich freuen, Herrn — in seinem eigenen Zimmer zu sehen, wohin auch der Bote alsbald die beiden Besuchenden führte, und sich empfahl. Capitän J. war ein Mann von mittlerem Alter, mit etwas jüdischen, doch einnehmenden Zügen, und würde, hätte man ihn anderswo getroffen, durch sein angenehmes Wesen das vollkommenste Zutrauen eingestößt haben. Er war sehr anständig gekleidet, und sein Zimmer schön möblirt; auf dem Tische stand eine Flasche Wein, womit er sich eben labte, und daneben lagen zu seiner Erbauung die Tagesblätter, das Polizeijournal und allerhand Zettel, welche Belohnungen für verlorenes Eigenthum anbieten. Er stand auf und begrüßte den Polizeidiener als einen guten Bekannten, verbeugte sich gegen dessen Begleiter, und bat ihn höflich, sich niederzulassen und ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Polizeidiener gab ihm hierauf zu verstehen, der Herr habe ein kleines Geschäft, wobei ihm der Capitän wohl behülfflich seyn könnte. »Mit Vergnügen,« war die Antwort, »d. h. auf dem gewöhnlichen Wege.« »Das versteht sich,« erwiderte der Andere, und setzte die Sache aufs Genaueste auseinander. »Entschuldigen Sie, daß ich mich auf ein Paar Minuten entferne,« sprach der Capitän, und verließ das Zimmer. Mein Freund, dessen Neugierde aufs Höchste gespannt war, that jetzt

eine Frage an seinen Führer; aber dieser unterbrach ihn mit einer unbedeutenden Bemerkung über das Wetter, ein Wink, den jener sogleich verstand; und schnell die Ursache davon in einer an der Wand hinaufgehenden Sprachröhre erkannte. Der Capitän kam auch bald wieder zurück, und erklärte: die Uhr sei wieder zu haben; da dieses aber viel Mühe kosten werde, so müsse man bei ihm fünf Guineen niederlegen, wofür die Uhr den folgenden Morgen zurückgegeben werden solle. Die fünf Guineen wurden aufgezählt, und der Eigenthümer beschied, sich mit dem Schläge zwölf vor der St. Georgenkirche einzufinden, um seine Uhr zu empfangen. Als dieses abgemacht war, sagte der Polizeidiener: »Seht Herr Hauptmann, wollen wir eins mit Ihnen trinken, wenn es Ihnen beliebt.« »Von Herzen,« erwiderte dieser, und zog die Klingel. Ein hübsches Mädchen in der gewöhnlichen Tracht einer Magd brachte ungeheißene Gläser und eine andere Flasche. Als sie diese auf den Tisch setzte, sah sie den Gast mit einem langen, durchdringenden Blick an und verließ das Zimmer. Dies erregte natürlich neue Besorgniß bei ihm, und ließ ihn den Wein nicht ganz so gut schmecken, als er seinem Gefährten zu schmecken schien, der nicht die geringste Lust zum Ausbruche zeigte, bis er die Flasche leer sah. Endlich stand der Polizeidiener auf, und der Capitän führte beide auf einem andern ganz verschiedenen Wege hinaus, und ehe sich mein Freund versah, befanden sie sich in der Hauptstraße. »Das ist ein kürzerer Weg,« bemerkte er. »Ja, und ein weit schwererer,« erwiderte der Andere. Mein Freund, welcher sehr begierig war über das Gesehene näheren Aufschluß zu erhalten, bat den Polizeidiener, in einem nahen Gasthose mit ihm zu Nacht zu essen, was aber dieser unter einem Vorwande ablehnte, dafür aber versprach, am folgenden Abend in einem entfernten Theil der Stadt mit ihm zu speisen, wann er den Beweis haben würde, wie Diebe ihr Wort halten.

Zur bestimmten Stunde fand sich mein Freund, eben so gekleidet wie am Abend vorher, an dem bezeichneten Orte. Die Glocke schlug eins, zwei — eilt Mal, und eben fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, man habe ihn geprellt, als ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer an ihm vorbeistreifte, ihn mit einem einzigen Blick ansah, ein Packet ihm in die Hand drückte, und unter der Menge verschwand. Es war die Uhr; aber es fehlte ein schwerer goldener Schlüssel, der daran gebunden gewesen war; doch auch dieser ward ihm Tags darauf in einem Brief mit der kleinen Post zugeschickt, nachdem er den Umstand gegen den Polizeidiener erwähnt hatte, der sich Abends versprochener Maßen im Gasthose einfand. Mein Freund erfuhr von diesem jedoch nichts Näheres, als daß das Daseyn solcher Diebsversammlungen selbst den höheren Behörden bekannt

sei; daß es durchaus nothwendig schiene sie zu dulden, weil es sonst unmöglich seyn würde (selbst wenn die Diebe ergriffen, und was doch, außer bei Straßenräubereyen, fast unmöglich ist), überwiesen würden), gestohlene Dinge wieder zu bekommen.

Ueber den Diamant.

Obgleich der Diamant noch immer der König der Steine ist, so hat er doch in einer Zeit, wo man es in der Kunst, falschen Schmuck zu verfertigen, so weit gebracht hat, viel von seinem alten Ansehen verloren. Da er indessen, abgesehen von seinem Werth als Luxusartikel, für Künste und Gewerbe von Bedeutung ist, so hat die vor Kurzem erregte Hoffnung, daß es gelingen könnte dieses merkwürdige Naturproduct künstlich darzustellen, die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf dasselbe gerichtet. Einige Andeutungen über den Diamant werden daher nicht unwillkommen seyn.

Der Diamant findet sich in der Natur bald kristallisiert, bald in rundlichen, unregelmäßigen Körnern, immer in einem, allen Anzeichen nach ziemlich neuen, aufgeschwemmten Land, und die Geologen sind allgemein der Meinung, daß er in diesem Erdreich sich nicht gebildet habe, sondern anderswoher dahin geschwemmt worden sei. Dieses diamanthaltige Thonland ist übrigens äußerst selten; bis jetzt hat man es nur in Ostindien, bei Bisapur und Golkonda, auf Borneo und in Brasilien entdeckt. Der Diamant ist im Allgemeinen schwerer als die Substanzen, mit denen er vermischt ist, und so kommt es, daß man die größten auf dem Boden oder an den Seiten der breiten Thäler findet. Das Suchen dieser kostbaren Körper ist ein sehr kostspieliges, wenig einträgliches, und in Ländern, wo es keine Sklaven gäbe, fast gar nicht zu bewerkstelligendes Geschäft. In Indien wusch man die Diamanterde, brachte den Rückstand auf eine Tenne, trocknete ihn, und ließ die Diamanten durch nackte, streng bewachte Sklaven aussuchen. Dieß geschah beim Sonnenlicht, weil man die Steine so besser bemerkt. In Brasilien geht man jetzt ungefähr auf dieselbe Weise zu Werke. Der Neger, der einen über 70 Gran schweren Diamant findet, wird in Freiheit gesetzt. Trotz dem rechnet man auf die Conterebande über ein Dritteltheil des Ertrages. Die brasilianischen Minen liefern jährlich 25 — 30,000 Karat, d. h. 10 — 15 Pfund rohe Diamanten, wovon nur 8 — 900 Karat geschnitten werden können. Die Diamanten sind sehr theuer; die nicht geschliffen werden können, kosten 15 — 18 Gulden der Karat. Karat nennt man das Gewicht, nach dem beim Diamantenhandel allgemein

gerechnet wird; dieses Wort, das Anfangs nur beim Goldgewicht gebraucht wurde, kommt daher, daß man in dem Shangallastande in Afrika, wo ein starker Goldhandel getrieben wurde, das Gold mit den Fruchtkörnern eines Schotengewächses, mit Namen Kuara, wog; mit solchen Körnern wog man später auch die Diamanten in Indien; der Karat wiegt nicht ganz vier Gran.

Können die rohen Diamanten geschnitten werden, und beträgt ihr Gewicht keinen ganzen Karat, so kosten sie gegen 48 Franken der Karat. Sind sie über einen Karat schwer, so nimmt man das Quadrat des Gewichtes und multiplicirt es mit 48; ein drei Karat schwerer Diamant gilt somit drei Mal drei Mal 48, also 432 Franken. Dieß ist die Formel für den mittlern Preis der rohen Diamanten; die geschnittenen sind aber weit theurer.

Das Schleifen der Diamanten ist eine neuere Erfindung; man verdankt sie Ludwig Berquem von Brügg im Jahr 1476. Es geschieht auf einer wagerechten Scheibe von weichem Stahl, mittelst Diamantpulvers; das mit Oehl angefeuchtet ist. Die Alten kannten diese Kunst nicht, und wandten daher nur diejenigen Steine an, die von Natur glatt oder regelmäßig kristallisiert sind. Der Steinschneider sucht den Diamant zu poliren, ohne ihm zu viel an Gewicht zu benehmen, und ihm eine, nach den Regeln der Optik berechnete Form zu geben, wodurch seine Eigenschaft, die Lichtstrahlen zu brechen und zu zerstreuen, erhöht wird. Man schneidet den Diamant als Rosette oder als Brillant; der Brillant gibt mannigfaltigeres Licht und wechselndes Farbenspiel; die Rosette strahlt lebhafter, spielt aber nicht so schön. Man gibt jetzt dem Brillant den Vorzug. Der Preis des geschnittenen Diamants ist nach Form, Reinheit, Farbe und Gewicht sehr verschieden. Von 1/40 Karat bis zu einem Karat Gewicht ist der Mittelpreis 60 — 250 Franken der Karat; über einen Karat nimmt man das Quadrat des Gewichtes und multiplicirt mit 192.

(Der Beschluß folgt.)

Herr Ludwig Döbler

aus Wien,

hat in dem hierortigen Theater drei Vorstellungen in der natürlichen Magie gegeben; hiebei vorzügliche Kunstfertigkeit und Eleganz in Ausführung überraschender Kunstwerke an den Tag setzt, und dadurch, so wie überhaupt durch sein anstandsvolles Benehmen den ihm vorausgegangenen guten Ruf vollkommen bestätigt. Der zahlreiche Besuch, dessen er sich bei allen seinen Productionen, ob schon die Eintrittspreise erhöht waren, erfreute, ist der unzweideutigste Beweis des ungetheilten Beifalles, welchen sich Herr Döbler hierorts erwarb.